

Zeitschrift:	Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers
Herausgeber:	Schweizerischer Verein für Heimerziehung und Anstaltsleitung; Schweizerischer Hilfsverband für Schwererziehbare; Verein für Schweizerisches Anstaltswesen
Band:	33 (1962)
Heft:	4
Rubrik:	Aus dem Notizbuch des Redaktors

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Aus dem Notizbuch des Redaktors

Für das andere sind wir da

Der Zehnjährige war, wie man so schön sagt, untragbar geworden. Zuerst in der Klassengemeinschaft der Volksschule, dann in der Beobachtungsklasse, in die er versetzt worden war, und nun auch noch im Kindererholungsheim, wohin er vom Schularzt für einige Monate gewiesen wurde. Nun war guter Rat teuer. Fritz wurde zur Verfügung gestellt, seine Ankunft für übermorgen festgesetzt. Was für ein schwieriges Bürschlein musste das sein, das sich nirgends in einer Klassen- oder Hausgemeinschaft halten konnte? Wie sollte ich da überhaupt noch den Mut aufbringen, irgendwo an eine Tür zu klopfen und um Aufnahme dieses Schwerenöters zu bitten? Aber es blieb nichts anderes übrig, die Zeit, ja, die Stunden eilten dahin, das Uebermorgen, nämlich die Ankunft von Fritz, stand wie ein drohendes Schreckgespenst vor mir. Es musste sein. Das Telefon spielte. Eigentlich ging beinahe alles mechanisch, denn der gesunde Menschenverstand sagte mir, dass es heller Unsinn sei, zwei Wochen vor Schuljahresschluss in einem gutgeführten Erziehungsheim einen freien Platz zu bekommen. Beinahe mit schlechtem Gewissen trug ich dem Hausvater mein Anliegen, ja, die ganze Not dieses Büschchens vor. Natürlich konnte ich nicht verschweigen, dass man mit allerlei Ueberraschungen rechnen müsse. «Wenn er schulisch tragbar ist, wollen wir einen Platz freimachen, für das andere sind wir einfach da.» Das tönte in mein Ohr wie Engelsmusik. «Dafür sind wir da!» Nämlich für all die Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten, mit denen sich so ein entwurzeltes, verwahrlostes, aus dem Tritt geratenes junges Menschenkind herumschlägt. Ich habe Fritz ins Heim begleiten dürfen, ihn Menschen übergeben können, die täglich sich mühen und ringen um gutes Gelingen für Knaben, die «untragbar» geworden sind. Mag es oft auch beinahe zu viel werden, unerschütterlich wird festgehalten: Dafür sind wir da! Diese Begegnung trage ich seit vielen Wochen als beglückendes Erlebnis in mir.

Die Verantwortung ist zu gross

Seit ein paar Jahren hat Ruth bei Tante und Onkel ein Heim gefunden. Nach dem unerfreulichen Hin und Her im Elternhause konnte das Mädchen nun innerlich ruhig und gefestigt werden. So schien es wenigstens. Aber seit einiger Zeit tönten die regelmässigen Berichte der Pflegeeltern sehr gedrückt, und anlässlich meiner Besuche konnte ich selber feststellen, dass Ruth, die unterdessen ein Dutzend Jahre hinter sich gebracht hat, alles andere als gefestigt, als ausgeglichen und ruhig ist. Deshalb hat mich der heutige Telefonanruf der Pflegemutter nicht allzusehr überrascht. «Ich kann nicht mehr! Die Verantwortung, die ich vor Jahren übernommen habe, ist nun zu gross geworden, ich muss Ruth zur Verfügung stellen. Das Mädchen

gehört in eine straffe, konsequente Führung und Erziehung, die ich mit meiner reduzierten Gesundheit nicht mehr zu geben vermag.» Zwei Wochen vorher habe ich mit den Pflegeeltern von Ruth's Schwester ein ganz ähnliches Gespräch geführt. Auch dort sind die Schwierigkeiten derart gross geworden, dass sich die pflichtgetreuen Leute ernstlich fragten: «Dürfen wir Liseli noch bei uns behalten? Die Jahre sind nicht spurlos an uns vorüber gegangen, heute fehlt beinahe die Kraft, entwurzelte und verwahrloste Kinder verantwortungsbewusst erziehen zu können». Ruth und Liseli werden inskünftig gemeinsam in einem Mädchenheim aufwachsen. Ich bin froh und dankbar, dass Heimeltern den Pflegeeltern die ihnen zu schwer gewordene Verantwortung abnehmen.

Nach wie vor völlig uneinsichtig

Es blieb mir nichts anderes übrig. Die bald 50jährige Frau musste erneut, ich weiss selber bald nicht mehr zum wievielen Male, zur Ausnüchterung in die Anstalt verbracht werden. Nun liegt heute vor mir ein Brief, indem sie sich beklagt. Frau Betli ist erbost darüber, dass die Behörde im Beschluss schrieb, sie sei eine chronische Trinkerin. Sie wehrt sich, so tief eingeschätzt zu werden. «Wer in Not, in Verzweiflung, aus Enttäuschung und Kummer zum Glase greift, ist noch lange keine chronische Trinkerin», schreibt sie. Wäre es nicht eine so betrübliche Angelegenheit, man müsste darüber geradezu lachen. Kaum je ist es einem Menschen nach der jeweiligen Anstaltsentlassung so gut gegangen wie gerade Frau Betli. Immer hat sie gute, ihr zusagende Arbeitsstellen gefunden. Immer waren Menschen da, die sich ihrer annahmen, sie nicht fühlen liessen, woher sie kam, sondern sie vollberechtigt in ihre Gemeinschaft aufnahmen. Von einer Notwendigkeit aus Verzweiflung, Kummer, Enttäuschung und Not zum Glase greifen zu müssen, war auch nie die geringste Spur vorhanden. Wenn je ein Mensch sich hätte einige Zeit auffangen können, dann sicher Frau Betli. Bei ihr waren die äusseren Voraussetzungen in hohem Masse vorhanden. «Ich kann gut ohne Alkohol sein», schreibt sie weiter. Eigenartig, seit Jahren ist sie uns den Beweis dieser Behauptung schuldig geblieben. Es ist schon ein starkes Stück, so etwas zu schreiben, wenn die Tatsachen so offenkundig das Gegenteil beweisen. Als ob die vielen Internierungen notwendig gewesen wären für einen Menschen, der ohne Alkohol sein kann...

«Nach wie vor völlig uneinsichtig», schrieb der Arzt zu diesem Brief. Und ich habe ihn an die Behörde weitergeleitet mit der Bemerkung: «Dieser Brief wäre besser nicht geschrieben worden!»

Bleibt alles beim alten?

Heute abend ist er mir sozusagen über den Weg ge-

laufen, der Hausvater aus dem Erziehungsheim. Wir sind bei einer Tasse Kaffee zusammengesessen. «Pläne?» fragte ich. «Gewiss, ich fahre nächsthin für eine Woche nach Deutschland an eine Studentagung. Nachdem an der letztjährigen Arbeitstagung in Meggen wiederholt das Wort von den „verpassten Gelegenheiten“ geprägt wurde und seither im VSA alles totenstill blieb, muss ich mich auf eigene Faust wehren. Ich frage mich natürlich, welchen Wert diese an und für sich berechtigten Arbeitstagungen haben, wenn anschliessend doch alles beim alten bleibt und man ein

Jahr lang einfach nichts hört und offenbar auch nichts tut.» Das tönte wie ein abverheites Dessert zu meinem eben geschriebenen Bericht über die diesjährige Arbeitstagung in Meggen. Habe ich wohl die Begegnung von heute abend vorausgeahnt? Fast scheint mir so. Denn am Schluss der diesjährigen Arbeitstagung gab ich selber zu bedenken, man möge nicht lange zuwarten, sondern nun die Probleme anpacken. Und nun wird mir über den Tisch hin der Kaffee versalzen mit der Klage: «Es bleibt alles beim alten!» Wirklich, VSA, bleibt alles beim alten?

Auf getrennten Wegen?

Durch den chronischen Mangel an geeignetem Nachwuchs in den schweizerischen Heimen und Anstalten ist in den letzten Jahren vermehrt das Problem der Ausbildung ins Blickfeld gerückt, und es sind vor allem in diesem Sektor neue Wege gesucht worden, um der Praxis brauchbare Mitarbeiter zuzuführen.

Während sich noch in der Zwischenkriegszeit wohl wenige Heimleiter über eine Grundausbildung ihrer Mitarbeiter den Kopf zerbrochen hatten, nahmen sich seit dem Zweiten Weltkrieg die damals schon bestehenden Schulen für soziale Arbeit dieses Problems vermehrt an und begannen die Ausbildung junger Leute für die geschlossene Fürsorge immer ernsthafter auszubauen. Man liess sich dabei vom Grundsatz leiten, dass für Mitarbeiter in Heimen sowohl für die Jugend wie für die Alten und Pflegebedürftigen nicht nur hauswirtschaftliche Kenntnisse und einige pädagogische Faustregeln genügen, sondern, dass nur ein vertieftes Wissen um die kausalen Zusammenhänge sozialen, psychischen und physischen Versagens und nur eine im theoretischen Unterricht geordnete Praxis die wahren Grundlagen für eine fruchtbare Heimtätigkeit bilden könnten. Dabei kamen aber diese Ausbildungsstätten bald einmal in Konflikt mit den Forderungen der Praxis.

Von der im Praktikum stehenden Schülerin erwartete die Schule, dass sie das täglich Erlebte und Erfahrene gedanklich verarbeite, was der betreffenden Praktikums-Institution unter Umständen empfindliche Servitute erwachsen liess. Die durch die Schule erstrebte Hebung des Berufsniveaus bewirkte ferner, dass ihre Absolventinnen neben nichtausgebildeten Kolleginnen besonders kritisch beobachtet wurden und man ihnen allgemein-menschliches Versagen doppelt ankreidete. Dabei fiel mancher Vorwurf auch auf das Konto der betreffenden Ausbildungsstätte. Sie sei zu wirklichkeitsfremd, hiess es beispielsweise, und bilde ihre Leute so aus, dass sie den realen Gegebenheiten der Praxis mehr oder weniger hilflos gegenüberstünden. Von entscheidender Bedeutung war indessen die kritische Argumentation der Praktiker dort, wo das Problem des Nachwuchsmangels berührt wurde, wo man nämlich feststellte, dass die von der Schule getroffene Auslese zu eng angesetzt war und deshalb das von

Zur Ausbildung des Heimerzieher-Personals

ihr ausgebildete Mitarbeiterkontingent zahlenmäßig in keinem Verhältnis zum Bedarf stand.

Hier setzte nun nach dem Prinzip der aktiven Selbsthilfe eine ganze Reihe von Gründungen neuer Ausbildungsstätten ein. Schon 1948 hatte die bernische Fürsagedirektion Fortbildungskurse für Heimleiter und Mitarbeiter lanciert. 1952 beschloss der zürcherische Kreis des VSA auf Initiative von Dr. Meyer einen zweijährigen permanenten Kurs zu schaffen, der in 4 Monaten Theorie und 18 Monaten Praktika «eine Ausbildungsmöglichkeit für mehr praktisch Begabte und bereits in der Anstaltsarbeit Tätige» darstellen sollte. Das Ziel bestand darin, diese Leute nicht nur für Erziehungsheime, sondern auch für die Arbeit in Alters- und Pflegeheimen vorzubereiten. Der «Meyer-kurs» wirkte wie ein Signal, und es entstanden in rascher Folge in Basel, Luzern und Bern weitere, ähnlich geführte Ausbildungsstätten mit der gemeinsamen Absicht, junge Leute beiderlei Geschlechts, die sich zum Besuch einer sozialen Schule nicht entschliessen konnten (oder nicht aufgenommen worden waren), den Weg zur geschlossenen Fürsorge zu erleichtern. In Basel haben kürzlich die Leiter der kantonalen Heime die Schaffung einer dreijährigen Berufslehre für Heimerziehung an die Hand genommen, die sich in ihrer ganzen Konzeption — 4 Tage Arbeit im selben Heim und 1 Tag Schulunterricht sowie Entlohnung der «Lehrlinge» — stark an die in Gewerbe und Industrie gebräuchliche Berufsausbildung anlehnen wird. Bei der Mehrzahl der so geschaffenen Kurse trachtet man nach einer Ausbildung, welche verschiedenen Heimtypen gerecht werden soll. Nicht zu verkennen ist ferner die gutschweizerische Tendenz, den Nachwuchs so zu formen, dass er am besten in die betreffenden regionalen Verhältnisse passt, denn im bernischen Heim herrscht nicht ganz dieselbe Atmosphäre wie im zürcherischen. Auch konfessionelle Gesichtspunkte sind mitbestimmend.

Auf diese Weise haben sich nun in den letzten zehn Jahren

zwei verschiedene Ausbildungstypen

herausgeschält, nämlich die traditionelle Schule einerseits und die durch den Mangel an Arbeitskräften stark